

## Aus Liebe zur Sprache

Eines der schwerwiegendsten kulturellen Probleme im heutigen Deutschland ist der Linkspopulismus. Und die Wurzel dieses Problems liegt darin, daß man so tut, als gäbe es das gar nicht. Rechtspopulismus besteht, das hören wir täglich in den Medien. Von Linkspopulismus wird nie gesprochen. Deutschland ist auf dem linken Auge blind. Und nicht nur Deutschland.

Tarek Leitner vom Österreichischen Rundfunk (ORF), der wie viele älter werdende Journalisten krampfhaft versucht, noch irgendwie cool und zeitgemäß zu wirken, verwendet in seinen Sendungen neuerdings nur noch den femininen Plural für beide Geschlechter. Kürzlich teilte mir ein junger Freund mit, seine Lehrerin habe seine Klasse in vollem Ernst als „Liebe Schüllys“ angesprochen.

Diese Form angeblich geschlechtsneutraler Sprache fußt auf marxistischer Ideologie, sprich: der fundamentalen Annahme, daß die gesamte menschliche Geschichte auf einem Kampf zwischen Unterdrückern und Unterdrückten beruht. Dies können, wie ursprünglich gesehen, Industrielle und Arbeiter oder, wie heute behauptet wird, Männer und Frauen sein. Auffallend ist, daß es dabei immer um Gruppen geht, niemals um menschliche Individuen. Und daß dieses stark vereinfachte Schwarzweißbild nur Extreme zuläßt – in moralischer Hinsicht Gut und Böse – wie in einem Disney-Film. Nie aber eine gemäßigte Mitte.

Der Individualismus aber, der die Einzigartigkeit eines Menschen über jede Gruppenzugehörigkeit stellt, sei es soziale Herkunft, Religion, Hautfarbe, Geschlecht oder ähnlichem, ist die bedeutendste Errungenschaft der Aufklärung. Der Individualismus ist das philosophische Fundament der menschlichen Grundrechte sowie unserer demokratischen Freiheiten. Aus genau diesem Grund hat der an Massen orientierte Totalitarismus des 20. Jahrhunderts das Individuum verleugnet und ihn größeren Gruppen untergeordnet, sei es dem „Volk“ oder dem Proletariat. Und als Jünger eines neuen, alten Marxismus steuern uns Genderillas\* nicht nach vorne,

sondern zurück in die Abgründe des 20. Jahrhunderts. Durch ihr künstliches Neusprech soll man Freund und Feind schon an seiner Rede erkennen können.

Warum gerade jetzt? Weil inzwischen eine Generation die Hochschulen durchlaufen hat, die zu jung war, um die letzte überaus kontroverse Rechtschreibreform von 1996 zu erleben. Damals war das erklärte Ziel übrigens die Vereinfachung der Sprache und nicht, sie noch umständlicher zu machen. Ob diese Reform wirklich geholfen hat, dessen sind sich selbst die Urheber nicht mehr sicher. Für reichlich Verwirrung sorgt sie an Schulen bis heute. Wir Deutsche sind wahrscheinlich das Volk, das weltweit am häufigsten Sprachreformen durchführt – der Trend steht gerade bei einmal pro Generation – nur um verzweifelt zu beweisen, daß wir auf der Höhe der Zeit, also ja keine Nazis mehr sind, oder, Gott bewahre, auch nur ansatzweise konservativ. Hierbei werden, wie so oft, die Begriffe „modern“ und „links“ verwechselt. Sie sind mitnichten dasselbe. Und wie altmodisch ist im Vergleich doch das Englische, das die griechischen Wurzeln seiner Wörter nicht verleugnet, sondern *photography* und *telephone* tatsächlich noch mit „ph“ schreibt!

Viel wichtiger als die fehlende Erinnerung an die Rechtschreibreform ist im Hinblick auf die Uni-Generation jedoch, daß sie nach dem Kalten Krieg aufwuchs, also nichts mehr vom Elend der kommunistischen „Volksrepubliken“ weiß. Die Rechten sind die Bösen, die Linken heute irgendwie gut. Seit dem Marsch der 68er durch die Institutionen werden die Verbrechen des Marxismus in deutschen Medien und Schulen nicht ausführlich besprochen, und so konnte sich dieses Schwarzweißdenken festsetzen.

Am schlimmsten sind die selbsterklärte Junggebliebenen. Man nennt sie auch Zwangsjugendliche. Journalisten wie Tarek Leitner (ORF), Claus Kleber und Petra Gerstner (beide ZDF), die annehmen, durch die Verwendung von Gender-sprech dem natürlichen Altersprozess entgegenzusteuern, und stattdessen cool und irgendwie amerikanisch wirken zu können.

Auch in der Duden-Redaktion unter der Herrschaft von Frau Kunkel-Kazum finden sich solche Genderillas. Diese Genossen schreiben die Definitionen von Berufsbezeichnungen nun so um, daß die Pluralform „die Bäcker“ nur Männer bezeichne. Laut Online-Duden

\*) Wortbildung aus den Begriffen Gender und Guerilla für Gender-Betreiber, die mit guerillaähnlicher Taktik die Wurzeln der Gesellschaft zu zerstören versuchen.

heißt „Ich gehe zum Arzt“ nunmehr ausschließlich, daß man einen männlichen Arzt aufsuche.

Dabei behauptet die gendernde Frau Chefredakteurin: „Der Duden hat keine Sprachmacht oder Sprachgewalt, um die Nutzung bestimmter Begriffe zu verhindern“. Vielmehr sei eine Wortbedeutung nie die Norm. „Beim Duden bilden wir die Regeln ab, die die Sprachgemeinschaft macht“, so die in Fragen des Genders natürlich nur neutral beobachtende Frau Kunkel-Razum. Sie tut so, als sei der Duden nicht bis zu ihrem Wirken noch ein Standardwerk gewesen, dem der erste Griff galt, wenn man Fragen zur deutschen Sprache hatte. Dabei rechtfertigt sie das Vorgehen ihrer Getreuen noch im selben Interview mit den Verwaltungsvorschriften bestimmter Städte und Länder, also keineswegs mit den Gewohnheiten der Bevölkerung. Vielmehr sympathisiert sie mit den Anweisungen „von oben“. Verständlich, daß ihr als Herrin des Dudens die eigene Wichtigkeit zu Kopf steigt, und sie so etwas nun selbst versucht.

Es ist schade, daß der Duden seine Autorität als Nachschlagewerk verspielt hat, indem sie sich einer politischen Elite dienbar macht. Zum Glück bleibt uns noch der Wahrig, der Pons, oder das hervorragende Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache – dwds.de – die allesamt Wörter so definieren, wie sie heute wirklich gebraucht und verstanden werden.

Der Rat für deutsche Rechtschreibung steht höher als selbst der Duden! Ihm gehören Gelehrte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz an. Diese letzte Instanz in sprachlichen Fragen hat sich gegen die Gendererei erklärt. Er rät entschieden davon ab, die Sprache nicht nur für Deutschlerner unnötig kompliziert zu machen, sondern auch die Integration von Migrant\*innen zu erschweren, indem man Satzzeichen in die Wortmitte einfügt.

Bezeichnend ist eine Erklärung des ZDF, die in reinstem Gendersprech formuliert ist: „Redaktionen und Moderator\*innen entscheiden selbst, welche Form der Ansprache für das jeweilige Format am besten geeignet ist.“ Das bedeutet in klarem Deutsch übersetzt: „Sie dürfen sich von uns aus gern an die geltenden Regeln der Rechtschreibung halten. Wenn Sie mit dem Marxismus sympathisieren, brauchen Sie das aber nicht zu tun.“

Was wäre also eine effektive Methode, gegen den grassierenden linkspopulistischen Sprachgebrauch vorzugehen? Satire hilft, als wirksamste Form des Humors, um die absurdesten Auswüchse der Gendererei bloßzustellen: Angefangen mit den Schül\*innen über Mitglied\*innen und Gäst\*innen bis hin zu der Kontroverse um Harry-Potter-Autorin J.K. Rowling, als sie sich über die vor-

geschlagene Definition von Frauen als „Menschen, die menstruieren“ lustig machte, nach der Frauen ab 50 keine Frauen mehr wären.

Neben Parodie hilft es aber am meisten, eine Liebe zur deutschen Sprache zu fördern. Und zur deutschen Schrift. Diese Form der Liebe ist auf Seiten der politischen Linken nicht sehr verbreitet. Die Nähe zwischen rechtem und linkem Extremismus wird auf besonders abstoßende Weise deutlich, wenn man auf Demonstrationen Banner mit dem Schriftzug „Deutschland verrecke“ sieht, der erschreckend an eine gängige Parole der Nationalsozialisten erinnert; und hört, wie Vermummte „Deutschland, du mieses Stück Scheiße“ skandieren.

In diesem Haß auf das eigene Land, die eigene Kultur und die eigene Sprache liegt eine der Wurzeln der Gendererei. Denn wenn man seine Sprache liebt und wertschätzt, empfindet man nicht das Bedürfnis, sie um jeden Preis zu ändern, weil sie als einzige Sprache in Europa angeblich nicht „geschlechtergerecht“ sei. Man denkt ruhig, mit Offenheit und der Bereitschaft zu verstehen über sie nach, auch im Hinblick auf die überlieferten Strukturen, denn die Sprache begleitet uns seit Jahrhunderten. Sie ist gerade in vermeintlich altertümlichen Wendungen ein Tor zur Literatur früherer Epochen, wodurch wir ein besseres Verständnis unseres Landes und seiner Kultur, ja von uns selbst erlangen.

Die zentrale Frage lautet: Warum bestimmte Gesellschaften so gelebt haben, wie sie gelebt haben; warum es bestimmte Strukturen und Hierarchien gab; und aus welcher Notwendigkeit der jeweiligen Epoche sie entstanden sind. Diese Herausforderungen waren im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges natürlich andere als zur Kokokozeit. Dieses „Warum“ ist die Grundlage jeder wissenschaftlichen Untersuchung. Es beinhaltet eine Bereitschaft, zu verstehen statt zu verurteilen. Und die Antwort lautet nicht, frühere Gesellschaften und ihre Sprache krampfhaft in einen ideologisch vorgegebenen Dauerkonflikt von Opfern und Unterdrückten hineinzubiegen.

Es gilt, Brücken zu schlagen zu vergangenen Epochen, um die höchsten Leistungen europäischer Kunst, Literatur und Musik tiefer und gründlicher zu erfassen – anstatt einen Martin Luther, Richard Wagner oder Ernst Jünger mit rückblickender Arroganz dafür zu verurteilen, daß er in Geist und Ausdruck nicht schon ein Kind des 21. Jahrhunderts war. Denn obwohl wir heute glauben, daß wir in der besten aller möglichen Zeiten leben, und den Gipfelpunkt der historischen Ent-

wicklung bilden – das hat man in jeder Ära geglaubt, 1815 wie 1933.

Wir können diese Liebe zur Sprache und Kultur vermitteln, indem wir besonders schöne Literatur lesen und vorlesen: Lenaus „Schillieder“ etwa, Fontanes Balladen, die Gedichte Rilkes oder Novellen von Thomas Mann. Einige werden diese Texte für altmodisch halten und nichts damit anfangen können, so wie es eben musikalische und unmusikalische Menschen gibt. Die Unmusikalischen dürfen bloß nicht anfangen, tonangebend zu werden und sich Entscheidungen zum musikalischen Kanon anzumäßen.

Das Verständnis für und die Kenntnis geschichtlicher Epochen ist eine der Kernkomponenten der Bildung. Je mehr man versteht, um so mehr reift man geistig und charakterlich, um so vollkommener wird man als Mensch. Die Kunst der Vergangenheit als „unmodern“ abzutun ist eine billige Ausrede ungebildeter Menschen, die keine Lust haben, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Wenn sie dann auch noch alten Dichtern die zeitgemäßen Jsmen an den Kopf werfen, können sie sich befriedigt auf die Schulter klopfen und sich sagen: Mein Gott, wie bin ich einem Shakespeare moralisch überlegen! Diese Einstellung spürt man in zahlreichen zeitgenössischen Theater-

inszenierungen, in denen sich Regisseure Eingriffe in die Texte eines Ibsen oder Tschechow erlauben, ohne diesen Größen geistig das Wasser reichen zu können. Diese überhebliche Haltung bringt freilich niemandem was außer dem Sprecher selbst. Aber er fühlt sich in seinem Un- oder Halbwissen bestätigt. Ungebildet bleibt er. Und, sagen wir es rundheraus: dumm.

Wir werden die Vergangenheit nicht los. Anstatt Texte und Theaterstücke zwanghaft umzuschreiben, um sie irgendwie „zeitgemäß“ zu machen, sollten wir unseren Zeitgenossen zumuten, sie in ihrer ursprünglichen Fassung zu verstehen. Das können sie durchaus. Der Respekt gegenüber den größten Denkern unserer Nation – und anderer Nationen – gebietet das. Mit der Bereitschaft, aus dem Kontext der jeweiligen Zeit heraus zu verstehen, anstatt aus heutiger Sicht moralisch zu verurteilen, gewinnen wir ein entspannteres Verhältnis zu unserer Vergangenheit. Diese Besonnenheit im Umgang mit der Literatur und Sprache tut gerade in der deutschsprachigen Welt Not. Gerade heute. Machen wir es uns zur Aufgabe, nicht nur zu kritisieren, sondern die Schönheit unserer Sprache, unserer Schrift und die Liebe zu ihr zu vermitteln. Das ist der wahrhaft konstruktive Weg in die Zukunft.



Sprache ist das Band der Seelen,  
das Werkzeug der Erziehung,  
das Medium unserer besten Vergnügungen,  
ja aller gesellschaftlicher Unterhaltung.  
Sie verknüpft Eltern mit Kindern,  
Stände mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern,  
Freunde, Bürger, Genossen, Menschen.  
In allen diesen Fugen und Gelenken sie auszubilden,  
sie richtig anzuwenden, diese Aufgabe schließt viel in sich.

Johann Gottfried Herder (1744 – 1803), deutscher Dichter, Übersetzer, Kulturphilosoph und Theologe.